



# Glaubenssachen

---

Sonntag, 6. Oktober 2024, 08.40 Uhr

Wir brauchen Sorgende  
Warum die Gesellschaft besser nicht auf Religion verzichtet  
Von Wilhelm Schmid

Redaktion: Florian Breitmeier  
Norddeutscher Rundfunk  
Religion und Gesellschaft  
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22  
30169 Hannover  
Tel.: 0511/988-2395  
[www.ndr.de/ndrkultur](http://www.ndr.de/ndrkultur)

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

„Falsche Welt, dir traue ich nicht!“ Gründe für einen solchen Seufzer gibt es genug, alle können ein Lied davon singen, einer aber hat es komponiert, schon vor Jahrhunderten. Johann Sebastian Bach pries 1726 in seiner so betitelten Kantate (BWV 52) die Wahrheit Gottes als wohltuenden Kontrast zur trügerischen Welt der Heuchler und Lügner. Gott ist der treue Freund, „der es redlich mit mir meint“. Der Lobgesang auf die Redlichkeit hatte seinen Grund sicherlich darin, dass es im politischen Umfeld des Thomaskantors in Leipzig auch mal daran fehlte. Sollten Christen sich nicht mehr als Andere der Redlichkeit im Sinne von Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit verpflichtet fühlen? Zumindest darf bei ihnen ein aufrichtiges Bestreben vermutet werden, niemandem wissentlich und willentlich zugunsten eines eigenen Vorteils zu schaden. Das ernsthafte Bemühen, wahrhaftig zu sein und kein falsches Zeugnis davon zu geben, wie sich die Dinge wirklich verhalten, ist auch im 21. Jahrhundert noch relevant. Darauf lässt sich bauen. Eine bessere Gesellschaft auf Erden könnte daraus resultieren.

Der Gesellschaft ein Beispiel für den *Wert der Wahrheit* zu geben, darf als Aufgabe einer Religionsgemeinschaft verstanden werden. Das zu missachten, hat ungute Konsequenzen für ihr Ansehen in der Gesellschaft. Menschen verlassen in Scharen die Kirchen, wenn der Wert der Wahrheit vernachlässigt wird. Es erschütterte viele, als nicht wenige Kirchenvertreter den Opfern von sexuellem Missbrauch erst einmal Unwahrheit nachsagten, um die Täter vor Strafverfolgung zu schützen. Mehrheitlich brachten sie lange Zeit mehr Verständnis für die Täter als für die Opfer auf. Als letzte Ausflucht war zu hören, man sei halt ein Abbild der Gesellschaft, in der Missbrauch ebenfalls vorkomme. Deutlicher konnte das Missverständnis nicht hervortreten: Nicht als *Abbild*, sondern als *Vorbild* werden Religionsgemeinschaften gebraucht. Aber es war historisch lange eine geübte Praxis, innerreligiöse Wahrheiten höher zu bewerten als äußere Bemühungen um Wahrheit.

Festgelegte Glaubenssätze waren dafür verantwortlich, *Dogmen*, die unumstößlich sein sollten, auch aus der Überzeugung heraus, dass damit das Wir der religiösen Gemeinschaft zusammengehalten werden kann. Die Sätze definieren die Werte, für die eine Gemeinde steht. Sie geben Antworten auf grundsätzliche Fragen. Aber sie schließen auch alle aus, die einer Festlegung nicht folgen wollen, da diese ihrer Meinung und Erfahrung nach nicht zutreffend ist. Der Glaubenssatz von der Gerechtigkeit Gottes („Theodizee“) beispielsweise hat viele vom Glauben abgebracht, denn wie kann Gott es dann zulassen, dass guten Menschen schlimme Dinge widerfahren? Diese aufgebrauchte Frage ist mir in vielen Gesprächen begegnet, die ich als philosophischer Seelsorger in einem Krankenhaus führen konnte. Dabei weiß kein Mensch, wie Gott wirklich ist: „Kein Mensch hat ihn je gesehen“, heißt es im Johannes-Evangelium (1, 18). Auch das ist ein christlicher Glaubenssatz, auf eine exklusive Festlegung kann er verzichten. Eine Mäßigung in dogmatischen Fragen würde erlauben, sich mehr auf die Lebensfragen von Menschen einzulassen und der pastoralen Seelsorge mehr Gewicht zu geben als der Fundamentaltheologie. Das Wir wird größer, wenn die Dogmatik kleiner wird.

Die Gründe für die Krise der Religion in ihrer organisierten Form liegen jedoch wohl noch tiefer. Sie kann keine *Institution der Weltflucht* mehr sein. Zu Bachs Zeiten ermöglichte sie die überlebenswichtige Flucht aus einer Welt von Elend, Not und frühem Tod, von der seine Kantate „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen“ (BWV 12) von 1714 einen Eindruck vermittelt. Was Menschen tröstete, war der Glaube daran, dass letzten Endes dennoch alles gut ist, was geschieht, und dass es im Jenseits am besten sein wird. Aus nachvollziehbaren Gründen wehrte sich vor allem die katholische Kirche vehement gegen die mit der Aufklärung beginnende Moderne. Als die weltliche Verbesserung der Lebensverhältnisse eine Weltflucht überflüssig machte, bedurften die Menschen ihrer tatsächlich nicht mehr. Wozu noch der Glaube an ein Jenseits ohne Leid, wenn ein besseres Leben schon im Diesseits erreichbar ist?

Was in der Moderne bleibt, ist die *Religion als Option*. Sie selbst und ihre Aussagen sind nur ein mehr oder weniger attraktives Angebot neben anderen. Das ist für manche unerträglich, aber unabänderlich. Das Mittelalter liegt lange zurück, in dem die Anerkennung dogmatischer Wahrheiten erzwungen werden konnte. Zu Bachs Zeiten und noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein half die Androhung sozialer Sanktionen. Im 21. Jahrhundert aber ist die normative Geltung religiöser Aussagen nur noch rhetorisch zu behaupten. Selbst treue Mitglieder der katholischen Kirche nehmen sich die Freiheit, der päpstlichen Lehrmeinung etwa in Fragen der Empfängnisverhütung nicht mehr zu folgen. Religionsgemeinschaften haben die Wahl. Sofern sie nicht akzeptieren, dass Religion nur noch eine Option ist, verlieren sie weiter an Bedeutung. Ansonsten können sie vielleicht wieder zu starken *Playern* in der Gesellschaft werden.

Die Gesellschaft ihrerseits könnte ihr Eigeninteresse an einer besonderen Rolle von Religionsgemeinschaften neu entdecken. Religiöse Gemeinden sind Gesellschaften im Kleinen, die ein *Beispiel für ein Wir* geben, von dem das größere gesellschaftliche Wir profitieren kann. Charakteristisch für das religiöse Wir ist, dass seine Mitglieder die Vertrautheit und Geborgenheit einer Heimat bei einander finden. Viele wollen mit ihrem Glauben nicht allein bleiben, und so feiern sie ihre Gemeinsamkeit bei Zusammenkünften in der Gemeinde und beim Vollzug von Ritualen etwa im Rahmen von Gottesdiensten. Indem sie sich als Brüder und Schwestern verstehen, haben sie sich im Laufe der Geschichte als außerordentlich widerstandsfähig gegen alle Arten von Herausforderungen und Anfeindungen erwiesen. Sie helfen einander bei der Bewältigung schwieriger Lebenssituationen, schaffen Freiräume auch für Andere und unterhalten soziale Einrichtungen, die der gesamten Gesellschaft zugutekommen. Oft sind die Räume und Einrichtungen offen für die Teilhabe derer, die das Bekenntnis nicht teilen. Nicht jedes Wir verhält sich so offenherzig.

Die Voraussetzung dafür ist, dass nicht jedes Ich nur noch sich im Sinn hat. Signifikant häufig finden religiöse Menschen Sinn in Zusammenhängen *zwischen* ihren Ichs. In diesem Wir können Ichs auch mal von sich absehen, *Wir statt Ich*. Weniger von egoistischen Interessen getrieben, können sie besser das Potenzial Anderer sehen und sie fördern. Ihrem Glauben gemäß ist jede und jeder Einzelne ein Geschöpf Gottes, und so ist es für sie das Natürlichste der Welt, Menschen in ihrer Besonderheit und

Sonderbarkeit zu akzeptieren. Mehr als in anderen Bereichen der Gesellschaft verstehen sie sich auch ohne beruflichen Auftrag als *Sorgende*. Von Berufs wegen sorgen christliche Seelsorger idealerweise für Andere, ohne sie missionieren zu wollen. Mehr menschliche Wärme als in der äußerlich erfolgreichen, innerlich aber abgekühlten modernen Gesellschaft ist in diesem Umfeld zu spüren. Das ist von Bedeutung für die Gesellschaft: Wir brauchen Sorgende. Jedes Wir braucht sie.

Nicht für alle, aber doch für viele Menschen scheint außerdem eine *Öffnung des Lebens* über die unmittelbar gegebene Wirklichkeit hinaus wichtig zu sein. Möglich ist diese Öffnung zunächst im weltlichen Leben selbst. Die meisten Menschen halten etwas in ihrem Leben für besonders bedeutsam, ideell oder auch materiell. Sie pflegen es mit Hingabe, sei es ein Liebesverhältnis, eine Lieblingsbeschäftigung oder auch eine Liebe zu bestimmten Dingen. Es befreit sie aus einer allzu großen Enge. Im Unterschied dazu fragt die Religion allerdings nicht nur nach dem *Wichtigen*, dem Menschen Bedeutung zumessen, sondern auch nach dem *Wesentlichen*, ohne das alles nichts ist. Der Blick dafür ist nicht an ein Bekenntnis gebunden, aber Religionen erinnern nachhaltig daran, dass da womöglich „noch mehr ist“.

Und so verdankt die Gesellschaft den Religionen eine *Öffnung zur Transzendenz*. Mit Kirchen, Tempeln und Moscheen bauen und pflegen sie Räume, die als Tor in die unendliche Weite erfahren werden können und oft auch denen offenstehen, die nicht der jeweiligen Institution angehören. Viele derer, die Gotteshäuser betreten, sind auf der Suche nach einer Atmosphäre der Ruhe und Weite, der überzeitlichen Künste und Rituale. Es sind Rückzugsräume des Gebets, der Meditation, der Reflexion und Inspiration, durch die der gewöhnliche Horizont des Lebens überschritten und ein „Darüberhinaus“ erfahrbar wird.

Dem verbreiteten Bedürfnis nach integrativen Modellen trägt die Konzeption des *House of One* in Berlin Rechnung, das ab 2025 erbaut wird. Unter seinem Dach gruppieren sich eine Kirche, eine Synagoge, eine Moschee stellvertretend für die drei Religionen, die für Berlin historische Bedeutung haben, um einen zentralen *vierten* Raum, der von keinem Bekenntnis geprägt ist. Mehrreligionenhäuser sind an vielen Orten zwischen Hannover und Abu Dhabi zu einer Errungenschaft geworden. Hier aber offerieren Religionen selbst einen Raum für alle zur *Besinnung* im vollen Sinne des Wortes, also für die Frage nach Sinn und die möglichen Antworten darauf. Das Haus des offengehaltenen „Einen“ ist ein Versuch, die Gesellschaft wieder zusammenzuführen, die in viele Bekenntnisse und Nichtbekenntnisse zerfällt. Religiös und säkular gilt das Interesse in diesem Raum den Fragen, die allen Menschen gemeinsam sind: Etwa Fragen nach dem Glück und wie mit einem Unglücklichsein zurechtzukommen ist, welche Bedeutung die Berührung auf verschiedenen Ebenen für Menschen hat und wieviel Sinn Beziehungen zu verdanken ist. Kleine Lebensfragen und große Fragen wie die nach dem Schicksal der Menschheit stehen hier im Raum: Woher kommen die Menschen, wohin gehen sie, was ist ihre Aufgabe, was könnte die Aufgabe des Einzelnen sein? Bis hin zur grundlegenden Frage, was *das Eine* denn sein könnte, das wesentlich für alle und alles ist.

In den Schulen ist die konfessionelle Begrenzung durch einen „Religionsunterricht für alle“ zu überwinden. Beim „Hamburger Modell“ verantworten die evangelische und katholische Kirche, islamische Verbände, alevitische und jüdische Gemeinden gemeinsam einen solchen Unterricht. Lehrende verschiedener Bekenntnisse unterrichten nicht nur ihre eigene, sondern auch andere Religionen. In einer zunehmend multireligiösen und nichtreligiösen Gesellschaft lernen junge Menschen, was es mit Religion überhaupt auf sich hat, und sie erwerben Kenntnisse zu verschiedenen Religionen und nichtreligiösen Haltungen, eventuell auch erstmals zu ihrer eigenen Religion. Vielen Schülern gefällt es, mehr über Feste und Gebräuche der Anderen und über unterschiedliche Formen des Betens und Meditierens zu wissen. Die Eltern finden es in ihrer großen Mehrzahl gut, dass ihre Kinder selbst dann, wenn sie zu einem bestimmten Bekenntnis erzogen werden, andere Bekenntnisse und Auffassungen kennenlernen. Die Integration der Glaubensrichtungen und Weltanschauungen fördert das Verständnis füreinander und stärkt den Zusammenhalt der Gesellschaft von klein auf.

Wo aber die transzendente Öffnung auf herkömmliche Weise keinen Zuspruch mehr findet, werden ihr im Jahrhundert der Künstlichen Intelligenz neue Wege gebahnt. Die Erfindung und Entwicklung eines *Metaverse* ist wohl so einzuordnen. Wie schon andere Techworte wurde auch dieses einem Cyberpunkroman entlehnt (Neal Stephenson, *Snow Crash*, 1992). Bereits vom Begriff her soll, den weitreichenden Ansprüchen technisch avancierter Menschen gemäß, das Metaverse jenseits (*meta*) des bisherigen Universums angesiedelt sein. Wer dachte, bald würde schon die Übersiedlung der Menschheit auf den Mars anstehen, sieht sich getäuscht. Die fände ja noch im völlig unbedeutenden Sonnensystem und auf jeden Fall innerhalb des Universums statt. Die wahre Utopie aber reicht weit darüber hinaus. Auch ein „Multiversum“ wäre noch zu diesseitig. In ein komplettes Jenseits will die virtuelle Welt entführen, wie einst die Religion. Daher also *Metaverse*.

Es ist eine neuerliche Weltflucht, nun jedoch als technisches Projekt. Imaginationsingenieure, *Imagineers*, kümmern sich darum, das alte und heillos zurückgebliebene *Meatverse* der Menschen aus Fleisch (*meat*) und Blut, hinter sich zu lassen. Sie sind die „Schöpfer“ beliebig vieler Einzelwelten im Metaverse, die wie Planeten im unendlichen All angesteuert werden können, aber immer nur einen Klick weit entfernt sind. Wie sehr sich in der fortgeschrittenen Moderne der Glaube verbreitet hat, selbst ein „Schöpfer“ zu sein, zeigt die Rede vom „Erschaffen“, die um sich gegriffen hat. Nichts mehr wird einfach *geschaffen*, alles *grandios erschaffen*. Lediglich an den unförmigen Brillen, die alle aufsetzen müssen, die abheben wollen, ist noch ein wenig profane Arbeit zu leisten. Dann können Menschen in virtuelle Welten eintauchen, die ihnen absolut real erscheinen. Ich selbst habe so schon einmal ein Stück Weltall durchquert und mich dann aus der Ferne der Erde genähert, wie Alexander von Humboldt es 1845 in seinem Buch *Kosmos* beschrieb, ohne damals technischen Support dafür gehabt zu haben. Endlich war ich ein Astronaut, wenigstens in Teilzeit. Das Bewusstsein, dass es nicht echt war, änderte nichts daran, dass ich die Saturnringe mit eigenen Augen sah.

Ob die Verlagerung des Lebens in eine umfassende virtuelle Welt den Menschen guttun wird, ist fraglich. Zu einem paradiesischen Jenseits wird auch diese Welt nie werden. Ein neues Problem taucht vielmehr auf: Existenzverwirrung, *postreales Delirium*. Welche Welt ist die wirkliche? Was ist mein wahres Ich? Wo ist aktuell mein Körper? Immerhin kann im virtuellen Jenseits vieles getestet werden, bevor es im analogen Diesseits realisiert wird. Schüler lernen mithilfe von programmierten Lehrerbots, die nie die Geduld verlieren. Firmen halten Meetings ab, bei denen alle um den Konferenztisch herum versammelt sind, ohne dafür um die Welt geflogen zu sein. Selbstgenerierte Avatare, künstlich geschaffene Stellvertreter für digitale Welten, spielen Versionen des eigenen Ich durch. Fraglich ist nur, ob auch Liebende ihr Zusammenleben vorab simulieren können, um zu erfahren, ob es nicht nur für Tage und Wochen, sondern auch für Jahre und Jahrzehnte klappen würde. Und, ketzerische Frage, wie schmeckt eigentlich der Kaffee im Metaverse?

Manche trauen dieser Welt zu, den Traum von der Einheit der Gesellschaft, ja, sogar der Weltgesellschaft endlich zu verwirklichen. Der „Ewige Frieden“, den Immanuel Kant schon im Blick hatte, ist für sie verbunden mit der Hoffnung, dass das Eine, das sie als einzelnes Ich für wesentlich halten, allgemeine Anerkennung finden soll. Aber wie sollte es möglich sein, Millionen und Milliarden unterschiedlichster Menschen auf eine Einheit festzulegen, wenn es schon zwischen zweien nicht so einfach ist, wie alle wissen? Am ehesten könnten es die ewig offenen Fragen der menschlichen Existenz sein, auf die sich viele, wenngleich sicher auch in diesem Fall nicht alle, einigen können. Es ist die *Suche nach Wahrheit*, die die unterschiedlichsten Menschen verbinden kann. Sie kann das große Wir der Weltgesellschaft definieren, die sich auf einem langen Weg durch die Zeit befindet, nachdem sie jeden Raum des Planeten bereits in Beschlag genommen hat. Es ist ein Weg der beständigen Veränderung und Weiterentwicklung, der auf der Erde selbst und in den endlosen Räumen außerhalb von ihr Fortsetzung findet, wohin auch immer er letzten Endes führen wird.

\* \* \*

Zum Autor:

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin. [www.lebenskunstphilosophie.de](http://www.lebenskunstphilosophie.de).